



HAL
open science

Wissenschaft im Weltmaßstab – eine Orientierungshilfe

Wiebke Keim

► **To cite this version:**

Wiebke Keim. Wissenschaft im Weltmaßstab – eine Orientierungshilfe. Blätter des iz3w, 2013, 2, pp.23-28. halshs-01077397

HAL Id: halshs-01077397

<https://shs.hal.science/halshs-01077397>

Submitted on 24 Oct 2014

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Keim, Wiebke (2013): Wissenschaft im Weltmaßstab – eine Orientierungshilfe. In: Schwerpunktheft „Wissenschaft Nord-Süd“ der Blätter des iz3w (Gastherausgabe Wiebke Keim, Veronika Wöhrer, Ercüment Çelik und Christian Ersche), 2/2013

- Manuskript -

Zentrum versus Peripherie

Hierarchien der Wissenschaft im Weltmaßstab

Laut der Datenbank *Scopus* stammen 65 Prozent der relevanten wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus den USA und den EU-Ländern. Bereits diese quantitative Verteilung und die mit ihr verbundene Aufmerksamkeitsökonomie sagen vieles über die Hierarchien in der globalen Wissensproduktion aus. Doch Ignoranz gegenüber nicht-westlichem Wissen drückt sich auch in qualitativer Hinsicht aus, etwa wenn Theorien universalisiert werden, die für den nordatlantischen Raum formuliert wurden.

Von Wiebke Keim

Ein der letzten Weltkongresse der Soziologie fand im südafrikanischen Durban statt. Es war das erste Mal, dass ein solcher Weltkongress auf dem afrikanischen Kontinent abgehalten wurde. Die Entscheidung hierzu war der Internationalen Soziologischen Vereinigung nicht leicht gefallen. Ein Mitglied des Exekutivrats klagte in den Diskussionen um den passenden Ort für den Weltkongress: „Aber Durban ist so weit weg!“ Weit weg von wo oder für wen denn? Wissenschaft wird bis heute offenbar selbst von WissenschaftlerInnen selten im Weltmaßstab gedacht.

Die heutige Wissenschaft gilt als Erzeugnis der europäischen Moderne. Herkömmliche Auffassungen verstehen die Moderne als rein innereuropäische Errungenschaft, die sich dann aufgrund der ihr innewohnenden Unwiderstehlichkeit weltweit ausgebreitet habe. Internationale Verflechtungen, insbesondere die konstitutive Rolle von Sklavenhandel und Kolonialismus für die Entstehung der Moderne, wurden in einer solchen Sichtweise weitgehend ausgeblendet, bis das Aufkommen von postkolonialen Kritiken und Versuchen einer globalen Geschichtsschreibung dies etwas änderten.

Dementsprechend gingen frühe Ansätze in der Wissenschaftsgeschichte hinsichtlich der Entstehung wissenschaftlicher Einrichtungen und Aktivitäten außerhalb Europas von einem „Diffusionsmodell“ aus: In Europa entstandene Wissenschaft verbreitete sich historisch in der ganzen Welt, und die Länder des globalen Südens errichteten eigene Forschungs- und Lehrinrichtungen nach dem europäischen Vorbild. Mittlerweile gibt es differenziertere Betrachtungen, die stärker die globale Zirkulation von wissenschaftlichem Wissen, von WissenschaftlerInnen, ihrer wissenschaftlichen Praxis, von Instrumenten und Forschungsergebnissen betonen. Sie heben damit auch die aktive Rolle außereuropäischer AkteurInnen hervor.

Gerade mit Blick auf die Kolonialzeit stellen neuere Studien den Austausch zwischen der Wissenschaft, die Teil des kolonialen Apparates war, und den Gelehrten und ExpertInnen der kolonisierten Gebiete detailliert dar, ohne die Machtungleichheiten, die diesen Austausch strukturierten, zu leugnen. Dieser Perspektivenwechsel darf jedoch nicht über tiefgreifende strukturelle Ungleichheiten in der weltweiten wissenschaftlichen Gemeinschaft hinwegtäuschen. Bedingt sind sie durch die Kolonialzeit, wirken aber bis heute fort.

Dimensionen der Hierarchisierung

Der deutsche Wissenschaftssoziologe Peter Weingart konstatiert, dass die Ungleichheiten in der weltweiten Verteilung von Wissenschaft gleich groß seien wie ökonomische Entwicklungsunterschiede (Weingart 2006). Eine Parallele zwischen globalen wissenschaftlichen und ökonomischen Ungleichheiten zu ziehen, ist nicht ungewöhnlich. Xavier Polancos Begriff „Weltwissenschaft“ (1990) – den er in Anlehnung an Fernand Braudels „Weltwirtschaft“ geprägt hat - oder Paulin Hountondjis Begriffsbildung „akademische Dependenz“ sind abgeleitet aus Überlegungen der Politischen Ökonomie. Ihre Grundthese lautet in Anlehnung an die Dependenztheorie: Die globale Wissenschaft ist in Zentrum und Peripherie strukturiert.

Das Innovative des Zentrum-Peripherie-Ansatzes zum Zeitpunkt seines Aufkommens in den 1960er Jahren lag darin aufzuzeigen, wie globales Zentrum und Peripherien miteinander zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Was dabei für die weltweite Ausbreitung und heutige Hegemonie des Kapitalismus formuliert wurde, kann man mit gewissen Einschränkungen auf die moderne Wissenschaft übertragen. Die Analogie zwischen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen kann natürlich nicht vollständig sein, schon insofern als Wissen kein materielles, sondern ein ideelles Gut ist. Doch gerade im Bereich der angewandten Wissenschaften, der Medizin, Pharmazie und Technikforschung ist der Prozess der Kommodifizierung von Wissen (die Umwandlung von Wissen in Ware) durch ein hohes Maß an Patentierungen von neuen Erkenntnissen derzeit weit fortgeschritten.

Hountondji bringt diesen Unterschied zwischen materiellen und ideellen Gütern auf den Punkt: Exportiertes Wissen fehle der Herkunftsregion anschließend nicht, wie dies bei Elfenbein oder Erdnüssen der Fall sei. Dennoch bietet ein Zentrum-Peripherie-Modell ein wichtiges Analyseinstrument, um zu verstehen, wie die internationale Wissenschaft und die darin stattfindende Wissenszirkulation gestrickt sind. Wichtig erscheint hier insbesondere die Unterscheidung von drei Ebenen, die Fernando Henrique Cardoso und Enzo Faletto in ihrem Klassiker der Dependenztheorie aus dem Jahr 1969 vorschlugen: die Dimension von Entwicklung versus Unterentwicklung, von Autonomie versus Dependenz und von Marginalität versus Zentralität.

Bevor hierzu einige Argumente sowie Zahlen und Fakten näher betrachtet werden, sind zwei grundsätzliche Punkte erwähnenswert. Erstens geht es in diesem Beitrag, im Gegensatz zu den gängigen Darstellungen von Wissenschaft im Weltmaßstab, nicht so sehr um Wissenschaft im Sinne ihrer möglichen Nutzbarmachung für ökonomisches Wachstum. Schlagworte wie „wissensintensives Wachstum“ oder „Wertschöpfung“ durch Nutzbarmachung von Wissen legen den Hauptfokus auf angewandte Wissenschaften, Produkt- und Prozesstechnologien, Medizin und Pharmazie. Hier betrachten wir dagegen die gesamte Breite der Wissenschaften und in den folgenden Beiträgen dann sogar überwiegend die Sozialwissenschaften, die in der Mainstream-Wissenschaftsforschung eher eine Randstellung einnehmen. Hier sind jedoch globale

Hierarchien und Ungleichheiten umso interessanter, aufgrund der ganz anders gearteten Kontextgebundenheit der Sozialwissenschaften im Vergleich etwa mit der Grundlagenforschung der Naturwissenschaften. Um in den Sozialwissenschaften zu verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen, wie die Naturwissenschaften dies kennen, wäre eine Problematisierung und Überwindung der derzeitigen Zentrum-Peripherie-Strukturen umso mehr geboten.

Zweitens ist seit geraumer Zeit die Rede von einer starken Tendenz hin zur Internationalisierung oder Denationalisierung von Wissenschaft im globalen Maßstab. Als Beleg werden etwa die steigende Anzahl von Forschungsk Kooperationen angeführt, von Koautorenschaften bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen, von transnationalen Finanzierungsinstrumenten, von erhöhter Mobilität des Personals bereits im Studium sowie auf der weiteren Karriereleiter oder von starken Teilnahmezahlen bei internationalen Konferenzen. Dies alles ist richtig. Und es wäre an der Zeit, zur Erfassung dieser Prozesse auch angemessenere Begriffswerkzeuge und Analyseinstrumente zu entwickeln, denn die Zahlen, die uns beispielsweise vorliegen, sind in der Regel quantitative Angaben je Land: Anzahl von Forschungspersonal, Forschungsausgaben, Anzahl der Forschungsinstitute etc.

Unvollständige Internationalisierung

Die Rede von der Internationalisierung darf trotz alledem nicht über die bleibende Relevanz der nationalen Dimension hinwegtäuschen. Denn die Mehrzahl der Institutionen, in denen Wissenschaft betrieben wird, sind nach wie vor nationale, ebenso die Bildungsabschlüsse, die dort erworben werden können. Dies gilt auch für die gesetzlichen Grundlagen, die etwa Regelungen zu Qualifizierung, Einstellung von Personal, Arbeitsbedingungen treffen, aber auch ethische Richtlinien für Wissenschaft festlegen. Trotz Mobilität haben auch WissenschaftlerInnen nach wie vor Pässe einzelner Nationalstaaten, was nicht selten zum Problem wird, etwa wenn Visa verweigert werden. Der Großteil der Ausgaben für Wissenschaft wird aus nationalen Töpfen bestritten. Die nationale Dimension nicht kleiner zu reden als sie ist, ist also ein wichtiges Anliegen.

Mit Bezug zum Nord-Süd-Konflikt mindestens ebenso wichtig ist es, der Annahme entgegenzuwirken, dass verstärkte Internationalisierung die Ungleichheiten und Hierarchien in der globalen Wissenschaftslandschaft verringere. Insgesamt hat zwar die Zahl der bedeutenden Orte für wissenschaftliche Aktivität zugenommen. Mit dem Aufstieg einiger Länder, deren wirtschaftliches Wachstum auch von einem Erstarren der Wissenschaften begleitet ist – China, Indien, Brasilien – sind auch einige Länder des globalen Südens hinzugekommen und brechen das etablierte Muster der hohen Konzentration von Wissenschaft im nordatlantischen Raum und in Japan auf.

Das United Nations Development Programm sowie die UNESCO fördern seit Jahren eine Intensivierung der Süd-Süd-Beziehungen im Bereich des wissenschaftlichen Austauschs. Zusammenschlüsse aufstrebender Staaten wie das IBSA-Dialogforum, über das Indien, Brasilien und Südafrika ihre Verbindungen stärken wollen, oder der BRICS-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika) haben ebenfalls Auswirkungen im wissenschaftlichen Bereich, nicht zuletzt durch Bereitstellung von Finanzierung für wissenschaftliche Zusammenarbeit. So entschieden etwa die fünf BRICS-Länder, insbesondere in den Bereichen Lebenswissenschaften, Nanotechnologie, Materialforschung, Informationstechnologie, Wildtiermanagement, Energie und Energiesparen sowie globale Infrastrukturen verstärkt zu kooperieren. Dies bedeutet eine Ausweitung der Themenbreite auch auf innovative Bereiche - über die Wissenschaftsgebiete

hinaus, auf denen der globale Süden traditionell stark war, wie etwa Tropenmedizin oder tropische Landwirtschaft.

Die grobe Unterscheidung von Nord und Süd ist daher, im Detail betrachtet, irreführend, weil sie der wichtiger werdenden Rolle der aufkommenden Nationen ebenso wenig gerecht wird wie der Tatsache, dass ein Großteil der Wissenschaft des „Nordens“ selbst ein eher randständiges Dasein fristet - etwa jene aus osteuropäischen Staaten, aber auch aus Südeuropa. Das Begriffswerkzeug von Zentrum und Peripherie würde überdies sogar die ungleichen Beziehungen zwischen Wissenschaftsstandpunkten innerhalb einzelner Länder erfassen.

So bleibt die Wissenschaft weltweit stark konzentriert auf einige führende Zentren. Die Welt der Wissenschaft wird stärker multizentrisch, aber nicht weniger hierarchisch. Mit diesen Einschränkungen sollen nun die drei genannten Dimensionen von Zentrum und Peripherie näher betrachtet werden.

„Entwickelte“ und „unterentwickelte“ Wissenschaft

Auf der Ebene der materiellen Infrastruktur lassen sich entwickelte von unterentwickelten Wissenschaftsapparaten unterscheiden. Es geht hierbei um all die Dinge, auf die produktive Wissenschaft angewiesen ist, die kostenintensiv sind: Universitäten, Forschungslabore, Geräte und Bibliotheken, Studiengänge, die damit verbundenen Personalkosten, Zugänge zu Datenbanken, Publikationskosten usw. Hier ist klar, dass reiche Länder mehr in diese materiellen und institutionellen Grundlagen für Wissenschaft investieren können. Die Ausgaben für Forschung und Entwicklung je Land bieten eine Annäherung.

Abbildung 1 zeigt, dass die USA mehr in Forschung und Entwicklung investieren als alle übrigen G8-Staaten zusammen. Die neu aufsteigenden Staaten mit starkem Wirtschaftswachstum fordern die traditionelle Vormacht der Triade EU, USA und Japan heraus. Diese Tendenz hat sich nach der Weltwirtschaftskrise von 2008 nochmals verstärkt, unter der der Wissenschaftssektor in den USA stärker litt als beispielsweise in Brasilien, Indien und China. Insbesondere in China hat sich der Anteil an den weltweiten Bruttoinlandsaufwendungen für Forschung und Entwicklung (BAFE) dem Anteil des Landes am weltweiten BIP angenähert. Aufsteigend sind aber auch Indien, Brasilien, Südkorea sowie Argentinien, Südafrika, die Türkei, Indonesien und Australien. Alle anderen verzeichneten Länder stagnierten zwischen 2002 und 2007, oder ihre Anteile sind gesunken.

Dabei stehen diese nationalen Ausgaben für Forschung und Entwicklung nicht notwendigerweise im angemessenen Verhältnis zum vorhandenen wissenschaftlichen Personal. Russland etwa beherbergt im Verhältnis sehr viel mehr ForscherInnen als es finanzielle Ressourcen zur Verfügung stellt (Unesco 2010: 9). Insgesamt verteilt sich das Forschungspersonal weltweit höchst ungleich: Jeweils rund 20 Prozent stammen aus Nordamerika, der EU und China. Nimmt man Japan (10 Prozent) und Russland (7 Prozent) hinzu, so fällt die extreme Konzentration in diesen fünf Regionen auf: Hier leben nur 35 Prozent der Weltbevölkerung, jedoch 75 Prozent der ForscherInnen – darunter allerdings viele hochqualifizierte MigrantInnen aus Ländern, die weniger günstige Arbeitsbedingungen bieten. Hat sich das wissenschaftliche Personal in den von der UNESCO als „Entwicklungsländer“ bezeichneten Staaten zwischen 2002 und 2007 von 30 auf 37 Prozent erhöht, so macht davon zwei Drittel allein die Zunahme Chinas aus.

Ein weiterer Indikator für die Stärke einzelner Länder im Bereich der Wissenschaft ist die Anzahl der in renommierten internationalen Datenbanken erfassten Publikationen, wie etwa dem *Science Citation Index* (SCI) der Firma Thomson Reuters oder *Scopus* der Firma Elsevier. In *Scopus* stehen die USA mit 28 Prozent weiterhin an der Spitze, wenn auch seit 2002 fallend, direkt dahinter China mit 10 Prozent, Tendenz steigend. Die EU als Region zählt 37 Prozent. Der Anteil der in *Scopus* erfassten Publikationen aus den BRICS-Staaten ist steigend, Lateinamerika etwa stieg zwischen 2002 und 2007 von 3,8 auf 4,9 Prozent, vor allem aufgrund Brasiliens. Afrika dagegen hat derzeit einen globalen Anteil von nur 2 Prozent.

Die Nutzung solcher Datenbanken zur Messung der wissenschaftlichen Produktion und Forschungsleistung eines Landes ist jedoch höchst problematisch. Nicht nur, weil ein rein quantitatives Instrument der Logik von Forschungsleistungen nicht gerecht werden kann, sondern vor allem aus den weiter unten, im Zusammenhang mit der Dimension der Marginalität/ Zentralität, aufgezeigten Problemen.

Nur selten erwähnt wird, dass der Zugang zur Zeitschriftenliteratur solcher Datenbanken sehr ungleich verteilt ist. Die Realität sieht ganz anders aus, als die Annahmen vom weltweiten Zirkulieren elektronischer Publikationen, die man einfach „auf Knopfdruck“ aus den entsprechenden Datenbanken herunterladen kann, glauben machen. Im Jahr 2000 hatten 56 Prozent der Institutionen in Ländern mit einem pro-Kopf-Einkommen von 1.000 US-Dollar oder weniger keinen Zugang zu internationalen Zeitschriften, deren Abo-Gebühren oft sehr hoch sind (The Royal Society, 2011, S. 29). Die meisten Zeitschriftenartikel, die etwa in Elseviers Datenbanken zur Verfügungen stehen, wurden in den USA, Japan und Westeuropa heruntergeladen. Zugriffe aus China und Südkorea sind in den letzten Jahren indes gestiegen.

Auf einem Gebiet ließe sich die Gegenüberstellung von „entwickelt“ und „unterentwickelt“ dagegen ironischerweise umdrehen – was auch zeigt, dass wissenschaftliche Entwicklung nie ein für allemal erreicht ist und bestehen bleibt: In angemessenen Reaktionen auf Privatisierung und neoliberale Umstrukturierung von Wissenschaftsapparaten, aus denen sich der Staat immer weiter zurück zieht, sind afrikanische ForscherInnen sicherlich seit Jahren der Welt voraus. Hier regierte spätestens seit den Strukturanpassungsprogrammen der 1980er Jahre ein „freier Markt akademischer Arbeit“, der WissenschaftlerInnen zu unternehmerischem Denken bewegte. Anstatt auf gesicherte Verhältnisse in Universitäten und Forschungsanstalten mit staatlicher Grundfinanzierung zu setzen, wurden hier „labels“ geschaffen um Gelder einzuwerben, ForscherInnen machten sich selbständig und wirtschafteten Finanzen aus internationalen Organisationen und der Privatwirtschaft ein, verfolgten Doppelkarrieren im privaten und öffentlichen Bereich oder emigrierten in lukrativere Gefilde. Im wissenschaftlichen Sinne effizient und produktiv war das nicht unbedingt, wie eingehende Studien belegen.

Autonome und abhängige Wissenschaft

Eine zweite Ebene, die oft, aber nicht notwendigerweise mit der ersten zusammenhängt, ist die der Reproduktionsbedingungen für Wissenschaft: Besteht eine „Kritische Masse“ an wissenschaftlich qualifiziertem Personal, um eigenständig forschen und lehren zu können? Ist sie groß genug, um eine autonome Wissenschaftstradition aufzubauen und fortzuführen? Können in ihren Herkunftsländern Studienabschlüsse erworben werden oder müssen Nachwuchskräfte ins Ausland geschickt werden, weil sie sich vor Ort nicht für eine Karriere qualifizieren, etwa keine Dokortitel erwerben können? Wie stark ist die Abhängigkeit vom Import ausländischer Literatur wie Fachzeitschriften oder Lehrmaterialien?

Dieser Dimension ist nur ungenügend mit Zahlenmaterial beizukommen, weil Angaben etwa zu akademischen Lebensläufen und Karrierewegen, zu Bibliotheksbeständen oder zur Nutzung von Lehrbüchern im Weltmaßstab nicht vorliegen. Und wie sich die Abhängigkeit von importierter Literatur auf inhaltliche Bereiche auswirkt, ist nur an Fallbeispielen aufzuzeigen: Inwiefern hängt die Wahl interesseleitender Forschungsfragen von der Lektüre ausländischer Literatur oder von Vorgaben internationaler Geldgeber ab, auf deren Finanzierung man angewiesen ist? Wie stark strukturieren importierte Methoden das Vorgehen? Wie eigenständig sind der theoretische Rahmen und die zentralen Schlüsselbegriffe entstanden, mit denen gearbeitet wird?

Bekannt ist im Zusammenhang mit der ungleichen Arbeitsteilung in internationalen Forschungsk Kooperationen, dass oftmals eine Abhängigkeit von der Zusammenarbeit mit internationalen Partnern besteht, um in gut ausgestatteten Laboren arbeiten zu können oder Zugang zu Datenbanken zu erlangen. „Was soll ich tun?“, fragte ein indonesischer Kollege letztes Jahr bei einer Konferenz in Deutschland, „wenn ich die Geschichte meines Landes studieren will, aber die Manuskripte sind alle in Heidelberg? Wenn ich die nötige Fachliteratur recherchiere und die Suchmaschinen melden ‚access denied‘?“ Bei Koautorenschaften fällt auf, dass KollegInnen aus renommierten Instituten mehr Aufmerksamkeit erhalten und ihre eingereichten Artikel eher zur Publikation gelangen, so dass das gemeinsame Verfassen von wissenschaftlichen Texten ungleiche Vorteile bringt.

Dabei ist offensichtlich, dass Abhängigkeit nicht notwendigerweise mit mangelnder Infrastruktur, also mit unterentwickelten wissenschaftlichen Einrichtungen zusammenhängen muss. Vielmehr spielt oftmals eine dritte Dimension der Zentrum-Peripherie-Strukturen eine wichtige Rolle: Die Ebene der gegenseitigen Wahrnehmung und Anerkennung innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Zentrale und marginale Wissenschaft

Diese dritte Dimension hat vielfältige Auswirkungen und weitreichende Konsequenzen. Die Nutzung der bekannten internationalen Datenbanken zur Erfassung der wissenschaftlichen Produktion ist wie erwähnt problematisch. Sie können jedoch als Indikator für den Grad der Zentralität oder Marginalität einzelner Länder dienen. *Scopus* beispielweise erlaubt Erhebungen darüber, wie häufig andere AutorInnen sich auf einen erfassten Text beziehen. Somit vermittelt *Scopus* einen Eindruck von der Sichtbarkeit oder dem Erfolg einzelner Publikationen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Hier fällt auf, dass die Aufmerksamkeit innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft und die Anerkennung, die sie den unterschiedlichen nationalen Fachkollegien entgegenbringt, mit der quantitativen Entwicklung der wissenschaftlichen Produktivität nicht mithalten. Chinesische Artikel werden im Verhältnis wesentlich weniger oft zitiert als solche aus den USA oder der EU. So machten 2004-2008 die USA 21 Prozent der erfassten Autorenschaften aus, jedoch 30 Prozent der Zitationen. 10 Prozent der AutorInnen waren aus China, aber nur 4 Prozent der Zitationen bezogen sich auf Texte aus China. In graphischen Darstellungen der weltweiten Kooperationsnetzwerke erscheinen die USA und England als Knotenpunkte, die einen Großteil des internationalen Austauschs auf sich ziehen, gefolgt von Frankreich, Deutschland und den Niederlanden.

Die renommierten Datenbanken sind jedoch nicht nur ein Indikator für Marginalität, sondern sogar ein regelrechtes Instrument der Marginalisierung. Denn sie behaupten von sich, die weltweit richtungweisende Zeitschriftenliteratur abzudecken. Doch betrachtet man genauer, welche Literatur sie überhaupt erfassen, fällt zunächst eine klare Dominanz der englischsprachigen Zeitschriften auf. Die Existenz der in anderen Sprachen publizierten Literatur wird durch diese Datenbanken ausgeblendet. Es gibt bislang keine technische Möglichkeit, im Weltmaßstab zu erfassen, wie groß die Übereinstimmung zwischen tatsächlicher Anzahl der Zeitschriften je Land einerseits und der Anzahl der in entsprechenden Datenbanken erfassten Literatur andererseits ist. In Lateinamerika wurde in den letzten Jahren der *Latindex* als alternative Datenbank für spanisch- und portugiesisch-sprachige Literatur eingerichtet; er ist aber noch im Aufbau.

Außerdem erfassen viele der großen Datenbanken ausschließlich Zeitschriftenliteratur. Es gibt jedoch wissenschaftlichen Output, der nicht in Form von Zeitschriftenartikeln publiziert wird, sondern als Forschungsbericht, Buchpublikation oder Internetdokument. Die Bevorzugung dieser oder jener Publikationsart variiert außerdem nach Disziplinen und Ländern. Um ein bekanntes Beispiel zu wählen: In der deutschsprachigen Philosophie werden Monographien weiterhin sehr geschätzt, was für internationale Sichtbarkeit, wie sie durch Datenbanken gemessen wird, nachteilig ist.

Ein weiterer Aspekt der Dimension Zentralität/ Marginalität sind die Hierarchien zwischen den „Spitzenzentren“ der weltweiten wissenschaftlichen „Exzellenz“ einerseits, und Orten, die bestenfalls als „Feld“ für Datenerhebung, Materialsammlung, als Fallstudien zum Testen vermeintlich allgemeingültiger Theorien, oder vielleicht als Orte „indigenen“, „lokalen“ oder „traditionellen“ Wissens gelten, sofern sie auf der mentalen Landkarte der wissenschaftlichen Eliten überhaupt existieren. Diese sieht vermutlich in den meisten Fällen nicht anders aus als die öffentliche Wahrnehmung von Afrika als Ort der Bildung – im Wesentlichen im Negativen, über den Mangel definiert.

Die Wahrnehmungshierarchien setzen sich in der Form ungleicher Arbeitsteilung in konkreten internationalen Forschungsk Kooperationen fort: KollegInnen aus afrikanischen Ländern etwa beklagen sich, dass sie in internationalen Forschungsk Kooperationen in der Regel fertige konzipierte Projektvorhaben vorgesetzt bekommen. An deren Durchführung sollen sie dann als „junior partners“ mitwirken, betraut mit Datenerhebungen oder Fallstudien vor Ort. Die verallgemeinernde Darstellung und Publikation der Ergebnisse übernehmen dann wiederum die Kooperationspartner aus dem Norden.

Wie ungleich das Interesse an und der Gewinn aus internationalen Kooperations sein kann, verdeutlicht ein Beispiel, das der Wissenschaftsbericht der Royal Society ganz harmlos als gegenseitigen Zugewinn darstellt: „Wissenschaftliche Zusammenarbeit erlaubt es, größere Wissensbestände zu mobilisieren oder Bekanntes auf neue geographische Bedingungen anzuwenden und daraus zu lernen. Zum Beispiel haben sich erfahrene Botanisten der Königlich Botanischen Gärten in England mit Kollegen an der Universität von Addis Abeba zusammen getan, um Äthiopiens Fauna und Flora zu katalogisieren, indem sie ihre Erfahrungen teilten und in dieser Aufgabe zusammen arbeiteten. Dies ermöglichte es den englischen Wissenschaftlern ihre Expertise im Katalogisieren zur Anwendung zu bringen, die in England nicht mehr in gleichem Maße gebraucht wird, da dort diese Arbeit bereits abgeschlossen ist“ (The Royal Society, 2011, p. 57).

Was im Kleinen gilt, setzt sich auf globaler Ebene fort. Erhebungen der Royal Society zeigen nochmals deutlich die dominante Rolle einiger weniger Länder im Bereich der internationalen Zusammenarbeit. Zum Beispiel sind nur 29 Prozent der wissenschaftlichen Publikationen aus den USA, die die Datenbank erfasst, in internationaler Koautorenschaft entstanden. Dagegen machen Koautorenschaften mit den USA insgesamt 17 Prozent aller Publikationen in internationaler Zusammenarbeit aus. Der „Rest der Welt“ scheint also ein sehr viel höheres Interesse an Zusammenarbeit mit US-KollegInnen zu haben als umgekehrt (ebd., S. 49). Interregionale oder Süd-Süd-Kooperationen im Bereich der Koautorenschaften dagegen sind zwar im Wachstum begriffen, aber die dominanten Formen bleiben dominant. Dies gilt selbst für die EU, wo, angestoßen unter anderem durch massive Maßnahmen für stärkere regionale Vernetzung, Koautorenschaften innerhalb der EU zwar steigen, WissenschaftlerInnen aus den USA aber nach wie vor Hauptpartner darstellen (ebd., S. 54).

Sozialwissenschaften mit westlichem Bias

Wahrnehmungsunterschiede und globale ungleiche Arbeitsteilung sind in den Sozialwissenschaften sogar richtiggehend disziplinär verankert und institutionalisiert. Allgemeine Sozialwissenschaft zu den übergreifenden Bereichen Wirtschaft, Staat und Gesellschaft leisten die Kerndisziplinen Wirtschaftswissenschaften, Politikwissenschaft und Soziologie. Sie bilden jedoch ironischerweise oftmals auf einer stark reduzierten empirischen Grundlage – der historischen und gesellschaftlichen Erfahrung des nordatlantischen Raums – vermeintlich allgemeine Theorie. Außereuropäische Gesellschaften (und damit die Mehrheit der Menschheit) stellen dagegen das Objekt der Ethnologie/Sozialanthropologie sowie der Orientalistik dar; seit dem Kalten Krieg sind noch die strategisch wichtigen Area Studies hinzugekommen.

Diese Disziplineneinteilung kanalisiert die internationale Wissenszirkulation in den Sozialwissenschaften. So sind afrikanische, asiatische und lateinamerikanische WirtschaftswissenschaftlerInnen, PolitologInnen und SoziologInnen für die in Europa betriebene Ökonomie, Politikwissenschaft und Soziologie kaum von Interesse, werden selten zu Konferenzen oder Gastvorträgen eingeladen und haben Schwierigkeiten, ihre Forschungsergebnisse in Fachzeitschriften unterzubringen. Vielmehr kommunizieren sie mit den KollegInnen aus den Afrika- und Lateinamerikastudien, der Islamwissenschaft oder Sinologie oder der Ethnologie. Die Einladungslisten der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, der wohl bedeutendsten französischen Einrichtung im Bereich der Sozialwissenschaften, belegen dies deutlich. Bekannt ist auch, wie erstaunlich leicht es für WissenschaftlerInnen aus den USA oder Europa sein kann, sich im Rahmen relativ kurzer Forschungsaufenthalte für ganze Länder und Regionen Afrikas, Asiens oder Lateinamerikas zu spezialisieren und in ihren Herkunftsinstitutionen rasch als ExpertInnen zu gelten. Ein senegalesischer Soziologe dagegen könnte 25 Bücher über deutsche Soziologie publizieren (wenn er sie denn überhaupt verlegen lassen könnte) und dennoch würde er noch lange nicht als Koryphäe gelten.

Hinter dieser dritten Dimension von Zentrum und Peripherie steht das hartnäckige Fortbestehen evolutionistischer Annahmen: Die Spitze der weltweiten Entwicklung stellen nach wie vor einige wenige Nationen dar, der „Rest der Welt“ kann auf deren Weg nur hoffentlich folgen. Wegweisende Errungenschaften aus dem Bereich der Wissenschaft sind auch deshalb von dort nicht zu erwarten – so die gängige, wenngleich meist unausgesprochene Prämisse.

Wo bleibt der Universalismus?

Insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaften, die in den folgenden Beiträgen dieses Themenschwerpunkts stark vertreten sind, haben die beschriebenen Ungleichheiten und Hierarchien Auswirkungen auf die Theoriebildung, die sich nicht alleine quantitativ erfassen lassen. Der Anspruch einer allgemeinen Gesellschaftstheorie oder universell orientierter Geisteswissenschaften wird durch die Zentrum-Peripherie-Strukturen stark in Frage gestellt. Die Hierarchien in der Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung wissenschaftlicher Gemeinschaften behindern auch weiterhin den gleichgestellten Austausch und kritischen Dialog, der notwendig wäre, um den hoch gesteckten Zielen eines wissenschaftlichen Universalismus näher zu kommen. Umso wichtiger ist es, Gegenbeispiele gegen die hier für die breite Masse beschriebenen Tendenzen darzustellen.

Erst kürzlich schilderte ein südafrikanischer Kollege einen gerade gelebten Alptraum: Ein auf seinem Fachgebiet renommierter US-amerikanischer Herausgeber einer Enzyklopädie kontaktierte ihn mit der Bitte, zu den bereits 1.700 vorliegenden Einträgen für die Neuauflage doch noch zwei, drei Einträge „aus seinem Teil der Welt“ beizusteuern. „Wir geben Ihnen 1.000 Dollar“. Was für eine Wertschätzung...

Wiebe Keim leitet das Projekt „Universalität und Akzeptanzpotential von Gesellschaftswissen“ am Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Sie promovierte mit einer Arbeit über die Entwicklung afrikanischer und lateinamerikanischer Sozialwissenschaften.

Literatur:

Fernando H. Cardoso/ Enzo Faletto. (1969): *Dépendance et Développement en Amérique latine*. Paris: PUF

Paulin J. Hountondji (1990): *Scientific dependence in Africa today*. *Research in African Literatures*, 21(3), S. 5–15

Ders. (Ed.) (1994). *Les savoirs endogènes: pistes pour une recherche*. Dakar

Xavier Polanco (Ed.) (1990): *Naissance et développement de la science-monde – production et reproduction des communautés scientifiques en Europe et en Amérique latine*. Paris

The Royal Society (2011). *Knowledge, networks and nations: Global scientific collaboration in the 21st century*. RS Policy document: 03/11. London

UNESCO (Ed.) (2010). *UNESCO Science Report 2010: Ein aktuelles Bild der Wissenschaft weltweit*. Zusammenfassung. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission

Peter Weingart (2006): *Knowledge and inequality*. In: G. Therborn (Ed.), *Inequalities of the World. New theoretical frameworks, multiple empirical approaches* (pp. 163–190). London

Einklinker:

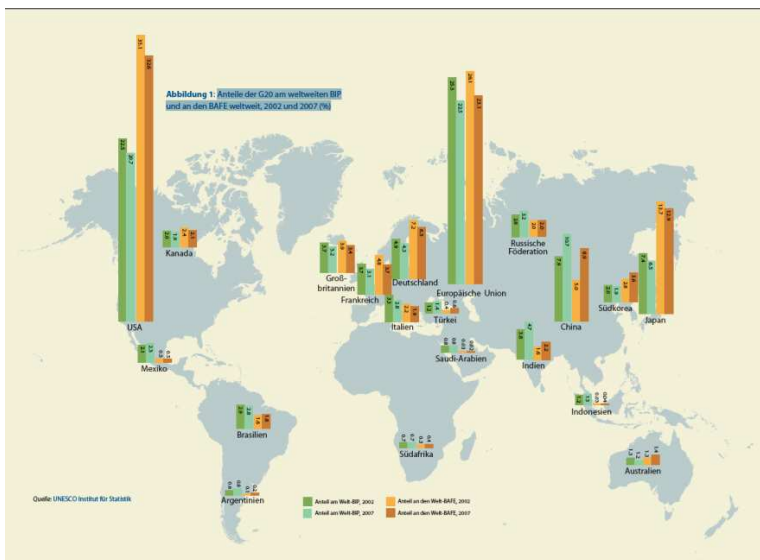
Die Welt der Wissenschaft wird multizentrisch, aber nicht weniger hierarchisch

USA und England sind Knotenpunkte der weltweiten Kooperationsnetzwerke

WissenschaftlerInnen aus Afrika werden oft zu „junior partners“ gemacht

Die renommierten Datenbanken sind ein regelrechtes Instrument der Marginalisierung

Abb. 1: Anteile der G20 am weltweiten BIP (Bruttoinlandsprodukt) und an den BAFE (Bruttoinlandsaufwendungen für Forschung und Entwicklung), 2002 und 2007 (%)



Quelle: (Unesco, 2010, p. 8)